

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

297 (20.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

„Die Hölle von Cayenne“

Die Abenteuer des fremdenlegionärs Alois Nold

Er scheint da eines schönen Tages auf unserer Redaktion ein kleines idyllisches Männchen mit einem dicken Manuskriptbündel unter dem Arm. Stellt sich vor als ehemaliger Fremdenlegionär Nold, der sogar strafweise nach der Strafkolonie Cayenne verbannt worden sei, von wo er in einem kleinen Marich durch den Urwald flüchtete. Wir hören auf, sehen uns den Erzähler an, eine leibarme Natur mit den Spuren schwerer Ungemachs im Gesicht, ein Mensch, in dessen Auge ein scharfes Licht glüht — wir zweifeln, schwanken, schließlich versprechen wir dem Mann, das umfangreiche Manuskript zu publizieren.

Alois Nold zieht sich beiseite zurück, nachdem er seine Adresse in Stuttgart angegeben. Man liest sich in die eine dreihundert Seiten starke Hölle hinein und wird sofort gefesselt durch die Details unserer engeren Heimat. Am 6. November 1921 macht Nold von seinem Heimatort Niederbühl nach Karlsruh, nimmt hier eine Fahrkarte nach Karlsruhe. Er sucht Arbeit, von Karlsruhe fährt er mit ganz geringer Verlohnung nach Landau, wo er in einem Lokal die Bekanntschaft eines „besseren Herrn“ macht. So einfach stellt sich die Einleitung zu dem unheimlichen und grauenvollen Schicksal, das auf den arbeitstüchtigen Nold wartet. Der Herr will Nold eine gute Stelle besorgen in einer „Polizeitruppe“ in Nordafrika. Es gebe gutes Gehalt, freie Kost und Logis und Pensionberechtigung nach 12 Jahren. Der Herr läßt dem Stellenlosen keine lange Wahl. Nold sagt zu, er wird nach West beiseite und erst dort erzählt er, daß er und noch 62 andere junge Leute, die man auf gleiche Weise gefangen hat, für die berüchtigte Fremdenlegion bestimmt sind. Da hilft nun kein Widerstand mehr. Über die Unterdrückung unter die Zustimmungserklärung verweigert, den nach Einzelhaft ohne Wasser und Brot wurde. Das eiserne Tor der Freiheit ist hinter den Unglücklichen zugeschlagen, der Geier des Militärischen hat seine scharfen Krallen in ihre Leiber getrafft. Er wird nie mehr loslassen.

Silbmarin geht der Transport der deutschen Söldlinge Frankreichs. Mehr Marielle nach der algerischen Hafenstadt Oran, von da nach 40 Kilometer landeinwärts auf afrikanischen Boden nach der Garnisonsstadt Sidi-bel-Abbas. Hier nimmt Nold Abschied von seiner Zinnschmiede und erhält das „Ehrenkleid“ des Legionärs. Seine Kleider werden von dem Herrn Unteroffizier verkauft, der Erbsen verliert. Es ist verständlich, daß diese Ketten, die sich betrunken fühlen, Tag und Nacht zu schreien in ihm klingen. Und selbst die abschreckende Bestrafung der wiedererlangenen Deutscher, die ihnen von unarmabersien Feindern ausgehenden Leiden und Qualen, vermögen den Freiheitsdrang nicht zu erlösen. Auch Nold findet auf Flucht und gewinnt einen Gefolgsmann namens Pohl für den Plan. Sie haben ihre Wohnung zusammen, wissen sich bei einem Traber Zivilkleider zu verschaffen, verkaufen ihre Uniform, und fort geht es durch die Nacht. Richtung Oran. Tagessüher müssen sie sich verhalten, nachts wird marischiert. Aber der Plan ist etwas zu dilettantisch eingeschätzt. Untermenschen schneidet die Berge, sie wieder und schafft die Ausreißer zurück in die Garnison. Man sind sie straffällig geworden, und erzwungenlos wird das ganze Geschick der Legion angewendet. Mit 30 Tagen Gefängnis und „Belohnungen“, einer üblichen Menschenhändlererei in der Art des afrikanischen Strafereisens, rächt der beleidigte Militärisches den Richter. Die Legion will den Leuten offenbar vor Augen führen, daß der normale Dienst noch ein begehrenswertes Paradies ist gegen die Hölle des „Prison“. Der Zweck wird bei Nold nicht erreicht, sein eiserter Wille nicht gebrochen. Er lernt aus dem ersten Mißgelingen für später, der Klugheit abnimmt weiter in seinem Herzen.

Nold wird nach kurzer Ausbildungszeit an die marokkanische Front verlegt, wo dauernder Kriegszustand herrscht. Neue Spannungen, neue Erlebnisse! Man kommt von der Lektüre nicht los. Niemals steigt man durch die Wälder, die neues Ungemach zu dem alten häufen. Ueber Casablanca und Marrakech geht der Transport bei tropischer Hitze ins gebirgige Innere. Fast möchte nun der Garnisondienst wie ein Eldorado erscheinen, so unendlich mühselig, Strapaziert, gefahrenumdrückt gestaltet sich hier das Leben des Legionärs. Feldmarschallmähige Märsche im glühenden Sonnenbrand, fortwährende Kampfberberei, Durst und Hunger, Bau- und Schanzarbeiten trotz völliger Ermattung bilden das tägliche Los dieser abgerackerten Soldaten. Wer unterwegs liegen bleibt, fällt in die Hände der Marokkaner, die dem Wehrlosen den Leib aufschneiden, die Gedärme herausreißen, Steine und Urnat hineinfüllen und ihn mit kaum auszubehaltenden Grausamkeiten langsam zu Tod quälen. Kein Wunder, daß der Soldat übermenschliche Kräfte besitzt,

um das jeweilige Marichziel zu erreichen. „Marichier oder treprier“, heißt es da, und diese Devise ist ja auch der Titel eines anderen Legionärsbuches geworden. Erschütternde Dinge weiß Nold zu berichten von diesem Frontleben im Atlasgebirge, wo ein qualvoller Tod in jeder Minute auf den Soldaten lauert, wo der „Legionärswahnsinn“, eine Art Tropenkoller, die zermarterten Gefährten verwirrt, was wieder neue Krepitations, neue Strafen nach sich zieht.

Aber sich hier in der Gesellschaft des stinkenden Abschaums von Europa, unter der Frucht von vorangegangenen Viderasten und Sediten nicht zu Tode quälen lassen will, muß auf Rettung durch Flucht denken, sei es selbst in das Lager der marokkanischen Todfeinde. Nold geht diesen schweren Weg. In der Nacht zum 23. Mai 1922 bricht er mit drei andern Gefolgsmännern aus, hinein ins dunkle, unbekannte Afrika, nur mit ein paar Gebahren und Handgranaten versehen. Welches Schicksal barriert über bei den Marokkanern? Die nun folgenden Erlebnisse gehören zu den abenteuerlichsten des ganzen Buches. Man muß das unbedingt selbst lesen, wie die Ausreißer zu den Marokkanern kommen, wie sie ihrer Waffen und Kleider beraubt, in ständiger Gefahr schweben, als Spione erschossen zu werden, wie sie schließlich durch das Dazwischentreten anderer Flüchtlinge, die schon jahrelang mit den Marokkanern gegen Frankreich kämpften, aufgenommen, gefesselt und verhaftet werden. Nold und Genossen leben sich bei den Arabern ein, nehmen den Namen an, müssen sich beschneiden lassen und kämpfen dann auf Seiten der Franzosen.

Nach haben die Flüchtlinge den Behrmutbeder nicht bis zum Grund ausgekostet. Neues Unheil bricht über sie herein. Bei einem Gegenstoß der Franzosen gerät Nold, der sich äußerlich ganz als Araber herausgibt, wie er in die Hände der Franzosen. Unverdientes Pech für die armen Menschen. In Casablanca wird er von marokkanischen Offizieren verhaftet. Dabei kommt natürlich an den Tag, daß er kein echter Araber, sondern ein europäischer Legionär ist. Kriegsgericht in Casablanca. Zwei Kameraden werden erschossen, Nold wird zu 20 Jahren Zwangsarbeit und Deportation nach der Strafkolonie Cayenne in Südamerika verurteilt. Vor verurteilter Mannschaft bricht der Offizier über ihn der Stab. Der Verbrecher ist ehlos erklärt, aus dem Verband der Menschen ausgeschlossen.

Nach Oran kommt er in die „Vorhölle“. In Ketten gelockt, immer 4 Mann zusammengepackt. Elf Monate leidet er hier bei Hunger und schmerzhaften Zwangsarbeiten. Einmal erhält er noch 3 Monate Zellenstrafe, weil ihm seine Eltern ein Paket sandten, wobei in einer Unterhose 200 Franken eingeklemmt waren. Auch die Knochenmühle hat noch ihre Aufgaben für die Behandlung der überlieferten Menschenleiber.

Man sollte nicht glauben, daß noch weiteres Herabfallen auf der Stufe der Menschenwürde denkbar wäre, daß noch mehr Elend, Gemeinheit, Mordtracht auf die reaktionären Straflinge hereinbrechen könnte. Aber der Schiffstransport der von der Gesellschaft ausgeschlossen nach Cayenne führt uns, daß auch das menschliche Elend ein Maß ohne Boden hat. Man kann es nicht erdreichender schildern, als Nold in seiner ungeschützten schlichten Weise es tut. In einem Käfig von 8 Meter Länge und 3 Meter Breite verfrachtet man die Straflinge. Alle werden sekrant, ihre Bedürfnisse müssen sie an Ort und Stelle verrichten, unausstehliche Hitze brummt die Gebirge zum Sieben. Der Käfig wird zum Schweinefall. In dem schrecklichen Gestank verreden Kameraden wie das Vieh, ihre Leiden verpesten die Luft. Da lächelt Nold zum erstenmal wieder das Glück. Er kommt wegen Darmkrankheit ins Lazarett, findet einen humanen Sanitätsunteroffizier und einen vornehm denkenden Arzt, der ihm sagt: „Ich will dir einmal beweisen, daß wir Franzosen humaner sind als ihr Deutsche“. Es gibt ein kurzes Aufatmen für Nolds unglücklich geschundenen Körper während dieser 18tägigen Seereise.

Aber dann Cayenne! Nold ist noch krank, kommt ins Lazarett, wo es unbeschreiblich schlecht. Täglich sterben rechts und links Kameraden am Fieber. Ungezieser wie die blutigen Vampire plagen die Lebenden, die sich den Tod und die Erlösung aus ihren unheimlichen Qualen wünschen. Es ist das heiße Fieberklima, das die Menschen massenweise sterben läßt. Die berüchtigte, aus der Droschke-Wüste wohl bekannte „Teufelsinsel“ sieht Nold vom Lazarett aus. Menschenleben stehen hier nicht hoch im Preise. Man erwägt den Einbruch, daß alle, die in dieses Inferno kommen, eigentlich zum Tod verurteilt sind, dem sie schneller oder langsamer

in die Arme getrieben werden. Das Bagno Cayenne ist ein Schandfleck auf dem Ehrenbild der „grande nation“. Eine staatlich autorisierte Menschenmordanstalt. „Zuchthaus für Töbinnige“, so nennt Nold die Strafanstalt, in die er nach seiner notdürftigen Wiederherstellung verlegt wird. Er kommt ins Waldlager zu schwerer Holzarbeit. Es wiederholt sich die bereits bekannte Schikane des Essenszuges für die Säumigen, die das vorgeschriebene Tagesvernum nicht zu leisten vermögen. So geht Frankreich mit vielen durch Maratinfieber abgezeichneten Schwerarbeitern um. Ein Hohn auf alle europäische Zivilisation, auf das Christentum. Nach erneuter Krankheit und Genesung verabschiedet Nold mit andern Leidensgefährten die Flucht. Sie wollen in einem geflohenen Boot nach Venezuela fahren. Nach anfänglichem Erfolg scheitert das lächerliche Projekt. Die Gesellschaft fällt den Franzosen wieder in die Hände, wieder verurteilt sich das Los dieser armen Teufel. 30 Tage hundert sind Nolds Strafe.

Aber so sah und ungebrochen lebt der Wille zur Freiheit in unserem Landsmann, daß er von dem Fluchtplan nicht mehr loskommt. Planmäßig bereitet er jetzt alles vor. Nach sich ortstunda. Niederländisch Guayana wäre durch einen Marich von 490 Kilometern zu erreichen. Aber das ange durch den dichtesten Urwald. Welch ein Unternehmen! Nolds Mut schreit vor seiner Schwermut zurück. Er rechnet sich 35 bis 40 Marichstage aus, dann müßte es geschafft sein.

Am 12. Oktober 1927 beginnt die Flucht mit insgesamt neun Gefährten. Vom Waldlager aus haben sich die wagemutigen Flüchtlinge den Weg durch das Dickicht, nicht ahnend der Gefahren, die ihnen von Stimmten, Schlangen, Krokodilen, Moskitos, von Hunger und Durst, vom Fieber und den Menschenjägern drohen. Diese tolltühne Flucht der Verzweifelten bildet das Kernstück des Buches, und hier erklimmt Nold auch darstellerisch den Höhepunkt. Wie eine Geschichte aus Wild West liegt sich das, und wenn nicht des Autors laute Perlen für die Wahrheit bürgte, möchte man vernein, daß das Ganze für ein phantastisch erdichtetes Abenteuer eines literarischen Sachmannes zu halten. Aber der scharfe Realismus der Erzählung, die von keinerlei Artifizien angekränkt ist, birgt eine solche Fülle von Uebersetzungstraj, daß alle Zweifel schweigen. Unter Respekt wagt vor diesen Selben und Duldern, namentlich vor Nold, dessen scharfe Vitalität und unerschütterliche Zuversicht die andern zusammenhält und rastlos vorwärts drängt, wenn sie zu ermatten drohen. Mit härtester innerer Teilnahme folgt man dem kleinen Trupp durch den Urwald. Des Fremdenlegionärs Kirch Flucht durch den afrikanischen Busch ist ein Spasiergang gegen die Urwaldwanderung Nolds und seiner Genossen.

Nach einem langen, wechselvollen Zug gelangt der Rest der Flüchtlinge abgerissen, naht, mit Wunden bedekt in menschliche Behausungen. Es ist ein Dorf von Bushuacern mit gummatanen und freundlichen Leuten. Eine jubelnde Saitre liegt in der Tasche, daß diese Flüchtlinge bei den „wildem“ Regen alle die Liebe der Menschheit erfahren, die ihnen von den meisten Franzosen verweigert wurde. Nun geht es rasch flusswärts nach der Savannstadt Paramaribo, wo ein deutsches Konsulat seinen Sitz hat. Nach Erledigung der Formalitäten kann Nold endlich mit seinen Genossen die Rette in die Heimat antreten.

Mit wachsendem Interesse haben wir das Manuskript gelesen. Berlaa und Redaktion hatte nur ein Urteil: Hier liegt ein fabelhaftes Material vor, das nicht im Schreibstil vergraben liegen soll. Wohl haben andere Fremdenlegionäre ihre Erinnerungen geschrieben, aber Cayenne, die Hölle von Cayenne hat keiner gesehen, und keiner der sie allenfalls sah, hat sich ihr durch eine so kluge Flucht zu entziehen gewagt. Dieses Erlebnis Nolds steht einsam da. Rutz und gut, der Verlag entschloß sich zur Herausgabe in Buchform. Beifällig hat ihn in diesem Vorhaben die Stimme der Verlags- und anderer Leute, die Nolds Erlebnis zum Teil bereits aus Vorträgen kennen gelernt hatten. Der Wunsch, Ausführlisches zu wissen, als ein Vortrag bieten kann, ist allgemein. Wir wollen ihn befriedigen. Des weiteren liehen wir uns von dem Gedanken leiten, daß es im Interesse der heranwachsenden Jugend liegt, wenn sie durch eine so ungeschickte Schilderung vor der Fremdenlegion gewarnt wird. Das Buch von der Danks eines untern Landsmannes Nold ist loeblich erschienen und in der Vollerzählung-Buchhandlung zu haben. Ein Künstler hat wertvolle Illustrationen dazu geschaffen, topographische Karten lassen bilden angenehme Beisagen für die leichtere Orientierung. Die gute Ausstattung und der billige Preis von 2,70 RM. wird die Anschaffung jedem Genossen ermöglichen.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirrauer
Copyright by Verlag Carl Duncker-Berlin.

(Nachdruck verboten.)
„Was kostet er?“ flüsterte Deter schweratmig.
„Was wollen Sie geben?“
„Weiß nicht.“
„Um, das Buch lag schon seit Ewigkeiten da. Wer sollte in der alten Bett St. Jean Newtons System des Mils!
„So Frs.“ versuchte er
„Will mal nachsehen. Sehen Sie mal nach. Mir schwindelt ein bisschen.“ Er warf das zerbeulte Papier des Lofes auf den Tisch.
„Das ist kein Geld“, murkte der Antiquar und sah den Fremden an.
„Ah — pardon — da. Ist das recht?“
„Merci Monsieur. Stimmt gerade.“
Deter steckte das Los wieder ein und wankte aus dem Laden, den Schak, der ihn aus der Gasse hob, in der Hand. Er las im Gesen. Almette tief auf. Ah, Firmennamen. Ein Chauffeur, der durch die Rue de la Providence faulste, fluchte arminia. „Bougre d'arier! Kannst du nicht aufpassen! Ah ja!“
Deter hob den Blick, trat bis zu den Knöcheln in das Wasser des Rinnleins. Verdammte noch mal! Eine schmierige Querstraße, überdeckt mit buntem Papier, zerflossenen Affiden, Bezen von Paapier. Ein Gewirr von Knoblauch, Karren, Hundetollen. Aber halt, gerade vor ihm, ein erschöpfendes Schild. „Hotel du Sport. Chambres confortables. Pour familles. Depuis 3 et 4 frs. et au dessus. Electricité.“
„Gewiß, Bitte, m'ousu, 5 Frs. der Tag.“
„Gut.“
„Kein Gedäd?“
„Kein.“
„Dann bitte vorher zahlen.“
Er durchsuchte die Taschen. Sehr sanne. Aba, so einer. Die Taschen kannte der Portier.
„Gabe nichts“, gestand Deter, selbst etwas erstaunt.
Der Concierge suchte kurz die Schultern und sah zur Tür.
„Nehmen Sie das Buch zum Hand“, schlug Deter, nicht ohne Ernennungstrauer, vor. „Es ist Newton, de mund systemat!“ Er

laute es, als verrate er eine heilige Offenbarung. Tat ihm weh, es hinzugeben. Aber nur ins Bett! Liegen, ruben, sonst finde er zusammen wie ein Dampfmann. Sein Körper zitterte wie ein Nervenzucken der Verflüchteten des Krieges.

„Machen Sie keine Witze“, schnauzte der Portier. „Geben Sie mir ab mit der alten Schartefe. Wollen Sie zahlen oder nicht?“

„Ich kann heute nicht.“
„Tron de go! Fous le camp!“ polterte der Mann cholertisch.

„Machen Sie, daß Sie rauskommen! Glauben Sie, ich bin dazu da, mich von jedem Bettelaffen hier verrecken zu lassen. Sie Taterhül!“

Er wurde mit fülliger Lebendigkeit drohend. Langsam zitterte Deter hinaus. Stand da, das geschmälte Buch lieblosend abbitend in der Hand. Da, was nun? Was sollte nun werden? Kein Bett. Kein Ausruhen. Er mußte sich hinlegen. Wenn es nicht anders ams, auf die Straße, mitten auf den Birkersteig. Nur liegen. Er kniete schon in den Knien ein, sank hin. Rag da, dicht an das Haus geschmiegt mit violetten vibrierenden Wänden, dreizehn Millionen fünfzehnhunderttausend Bejetos in der Tasche und keine Stelle in der Welt, seinen kranken, vor Schwäche klappernden Leib niederzuliegen.

Menschen sammelten sich, ein Polizist kam. Mittelte ihn auf. Weitergehen. Fremden, Schläfen Sie Ihren Kausch zu Hause aus. Circulez, m'sieurs, circulez!“

Sah bemühtlos alit er an den Mauern der Häuser weiter. Ein Brunnen am Wege. Er trank, besudelte Stirn und Augen. Ihn wurde etwas klarer. Um, was sollte werden? Keinen Pannia in der Tasche. Keinen Menschen, den er in dieser Stadt fand. Doch — die kleine — Tänzerin aus der Bar. Kennen konnte man das wohl kaum nennen. Wukte durch alle Mattigkeit hindurch ihre Adresse. Wie vergaß er etwas, was einmal in sein Gehirn eingedrungen war. Place Villeneuve 3. Place Villeneuve 3. Was sollte das? Unna! Was sollte ein von Schwäche geschüttelter Knochenmann, ein zerpfeltes Wrad, bei einer kleinen Frau der Liebe!

Doch die Gedanken entschweifen wieder. Er ging und gmg. Ein seltsam motorischer Schwung, eine Kraft der Schwäche, stieß ihn vorwärts, etwas, das er nicht aufholten, über das er jede Macht verloren hatte, trieb und stieß ihn weiter. Er fühlte, er würde wieder niederbrechen, wenn er stehen blieb.

Eine Frau ging neben ihm.

„Wo ist die Place Villeneuve?“ leuchte er. Sie wollte stehenbleiben. Er taumelte weiter. Sie hielt mit ihm Schritt. „Ge-

radeaus bis zum Quai des Beloes. Boulevard — Sie wissen? Dann nach rechts — zum Quai du Port — bis zur Mairie — dann rechts rein.“

Er nickte matt zum Danke. Trötte weiter durch das Gewühl der großen Straßen, in die er nun kam. Sab nichts von dieser brodelnden Stadt am Meere, in die schon der Hauch von Afrika herüberweht.

Da war er wieder in der Cannebiere. Immer kam man wieder auf diesen Broadway des Südens. Dupen beulten, jede in einer anderen Tonart, ein Pandämonium von Verlebe ohne Ordnung, kaum geseht, ein Getöse auf den Bürgersteigen. Sec-fahrer aus aller Welt und Einheimische. Alles lebte auf der Straße.

Deter stolperte über die Place de la Bourie mit ihren verfaulben gelben abgeforderten Palmen — dort blau, ganz tief blau, vor ihm das alte Hafenbecken, mit Dampfem und Barken und weißen Vachten.

Nach rechts, hat sie gesagt, nach rechts! Quai du Port. Stimmt. Da — das große graue Haus — wohl die Mairie? Wieder rechts hat sie gesagt.

„Place Villeneuve, Madame?“ „Hé si!“

Wie im Ertrinken sah er einen rings von Häusern untrudmten lauchigen Platz mit schönen alten Platanen, in der Mitte einen Brunnen mit einem Denkmal. Bänke — Bänke!

Er plätkte nieder zwischen die Männer, alte Fischer, die hier saßen und ein Gern spannen.

„Sou!“ machte einer, auf den er niedergelassen war und rüfte zur Seite.

Der Oberkörper sank ihm schwer nach vorn. Die Brust prekte auf die hochgeredeten Knie.

Ohne Gedanken lag er lange so. Dann kam Klarheit. Was wollte er hier? Hier, Nr. 3, wohnte sie. Ja, aber was wollte er von ihr? Geld? Dada?

Es ist doch ein Mensch, sann es in ihm. Nur einen Menschen haben in dieser Hilflosigkeit des Körpers und Gehirns! Seltsam, dieses Schmecken der Kreatur an die Kreatur. Kindisch. Aber sie war doch ein Mensch, ein gesunder Mensch, an den man sich lehnen konnte, bis — bis man wieder selbst ein Mensch war. Eine kleine Dirne — albernes Wortteil — auch eine kleine Dirne kann ein warmer Mensch sein.

(Fortsetzung folgt.)